

Pennsylvania lebenden Deutschen mit dem überschäumenden Nationalismus in der jungen amerikanischen Republik auseinandersetzen; David Ellis behandelt, wie umstritten das Erbe Halles im den Vereinigten Staaten während des „Second Great Awakening“ im Vergleich zum Preußen der Erweckungszeit war; A. Gregg Roeber diskutiert abschließend das Obrigkeitsverständnis der von Halle beeinflussten Pietisten in Nordamerika und ihrer streng lutherisch-orthodoxen Glaubensbrüder in den jungen Vereinigten Staaten im Vergleich. In allen diesen Beiträgen wird Neues erschlossen.

Nicht übersehen sei schließlich, dass der ganz auf Englisch verfasste Band etwa gleich viele Beiträge von deutschen und amerikanischen Forschern enthält. Dies ist ein aufschlussreicher Beleg für die inzwischen erreichte, geradezu zu einer Selbstverständlichkeit gewordene Internationalität der Pietismusforschung. Es ist überdies zu hoffen, dass auf diese Weise auch die Arbeiten der deutschen Pietismusforscher in der anglophonen Wissenschaftswelt noch mehr Beachtung erfahren als bisher.

Kiel

Hartmut Lehmann

Martin Kessler: „Dieses Buch von einem protestantischen Frauenzimmer“. Eine unbekannte Quelle von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“? (Kleine Schriften zur Aufklärung 15), Göttingen: Wallstein 2009, 112 S., brosch., ISBN: 978-3-8353-0432-1.

Es bleibt ein Ärgernis: bei einem Vielleser wie Lessing müsste es doch möglich sein, wenn nicht alle tatsächlich gelesenen Bücher, so doch wenigstens die Spuren einiger Lektüren aufdecken zu können. Dieser anstrengenden antiquarischen Aufgabe widmet der jetzt in Göttingen lehrende Basler Kirchenhistoriker Martin Kessler eine Studie, die sich gerade um die immer noch ungeklärte Vorgeschichte der Erziehungsschrift Lessings verdient macht. Was hat K. gefunden und wie begründet er das?

Ein Kriminalroman könnte nicht spannender sein. In einer sehr aufwändigen Indizienkette belegt K. Schritt für Schritt einen Zusammenhang zwischen den 1738 anonym erschienenen „Lettres sur la religion essentielle à l'homme“, die von der Genfer Protestantin Marie Huber (1695–1753) verfasst wurden und signifikante Parallelen zu Lessing enthalten, mit der Erziehungsschrift Lessings. Mit viel Gespür für Dramatik rekonstruiert K. aus Lessings Rezensionen zu thematisch verwandten Büchern seit 1751 zuerst Lessings nomi-

nelle Kenntnis dieses Werkes, dann die inhaltliche und schließlich sein mögliches Wissen um die Verfasserfrage. Ein direkter Textvergleich beschränkt sich auf die ersten vier Paragraphen bei Lessing. Das Verständnis von Offenbarung und Erziehung, die triadische Struktur von historischer Wahrheit, Vernunftwahrheit und Geheimnis sowie die Äquivalenz von natürlicher und offenbarer Religion verbinden Huber und Lessing. Sehr interessant ist auch die Wertung des Huberschen Werks bei den Zeitgenossen als ein Beispiel für „Schwärmertum“ unter den Rationalisten. Der letzte Beweis bleibt aus. Dennoch haben die sehr differenzierten Argumente für eine Verbindung der beiden Schriften einiges für sich. Denn es gelingt zu zeigen, wie Lessing auch über Umwege mit den Thesen Hubers bekannt gemacht wurde. K. stützt sich auf einige der frühen theologischen Rezensionen Lessings. Das apologetische Werk von Johann Balthasar Lüderwald, seine „Ausführliche Untersuchung von der Berufung und Seligkeit der Heyden“ (1754), bringt einen Auszug in deutscher Sprache. Mindestens einschlägige Passagen von Huber hat Lessing also über seine Rezension Lüderwalds von 1755 gekannt.

Doch wichtiger als der exakte Nachweis dieser verschlungenen Wege ist die Frage: wie konnte man darauf kommen? Und dazu gibt K. Hinweise, die auf den wahren Kontext hinführen. Der Zusammenhang zwischen Huber und Lessing wurde am Beginn des 19. Jahrhunderts schon einmal behauptet. Deshalb ist der umfangreichere Teil der Studie dem Nachweis der Forschungsgeschichte zur Apologetik gewidmet. Im Artikel „Apologetik“, den die Enzyklopädie von Ersch und Gruber 1820 brachte, ist die These ganz beiläufig und wie selbstverständlich aufgeführt. Was der Wittenberger Theologe Heinrich Leonhard Heubner – auf dessen Bibliothek und das darin enthaltene Exemplar der Schrift von Huber stützt sich K. – in seinem Artikel festhielt, findet sich dann in den kirchengeschichtlichen Vorlesungen des Basler Theologen Karl Rudolf Hagenbach und zuletzt in der Lessing-Biographie von Guhrauer und Danzel 1854 in einer ausführlichen Anmerkung wieder. Überraschendes Ergebnis: dieser Fund ist ein signifikantes Beispiel für eine im Verlauf der Lessing-Forschung untergegangene Kontextualisierung. K. beansprucht nicht die Entdeckung der Schrift von Marie Huber, wohl aber zu Recht ihre Wiederentdeckung im Rahmen der seit einiger Zeit wiederlebten Forschung zur Kritik der Apologetik bei Lessing. In der im Predigerseminar in Wittenberg erhaltenen Bibliothek Heubners (1780–1853) sind die bibliophilen und apologetischen Interessen gebündelt. Zumindest

aber darf der nachdrückliche Fingerzeig auf die Wissenschaftsgeschichte der Apologetik den Rang einer Rettung beanspruchen.

Vechta

Markus Fauser

Vera Isaiasz / Ute Lotz-Heumann / Monika Mommertz / Matthias Pohl (Hg.): *Stadt und Religion in der frühen Neuzeit. Soziale Ordnungen und ihre Repräsentationen (Eigene und fremde Welten 4)* Frankfurt / New York: Campus Verlag 2007, 339 S., Paperback, ISBN: 978-3-593-38436-8.

Mit dem vorliegenden Sammelband sollen Städte als Orte religiöser Glaubenspraxis in der Frühen Neuzeit betrachtet werden. Die Beiträge/innen möchten damit die Bedeutung von Religion für die frühneuzeitliche Gesellschaft näher beleuchten, aber auch nach der Rolle konfessioneller Deutungsmuster für das Selbstverständnis der Städte fragen. Zugleich ist der Band eine Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz Schilling.

Einleitend geben Vera Isaiasz und Matthias Pohl einen Überblick über Stand und Perspektiven der Forschungsrichtung ‚Stadt und Religion‘. Sie fassen Heinz Schillings Thesen, Forschungen und einige Arbeiten, die er angestoßen hat, zusammen. Dies ist für eine Festschrift durchaus angebracht. Über das Referieren der Forschung in Schillingscher Perspektive hinaus skizzieren Isaiasz und Pohl drei Felder, auf denen die stadtbezogene Reformationsforschung eine Ausweitung erfahren solle: (1) Trägergruppen der Vorstellung ‚Stadt als Sakralgemeinschaft‘, (2) Rituale, (3) Sakralisierung oder Säkularisierung durch Reformation.

Welchem dieser Bereiche die einzelnen Beiträge des Bandes genau zuzuordnen sind, lässt sich im Einzelnen nicht immer genau bestimmen; eine Kapitelgliederung hätte hier vielleicht als Orientierung dienen können. Lars Behrich untersucht die Heiratsregulierungsversuche in der bis 1635 noch zu Böhmen gehörenden Landstadt Görlitz in der Oberlausitz. Der (rechtliche) Sonderfall, dass für die protestantische Stadt ein katholisches Ehegericht (in Bautzen) zuständig war, führte laut Behrich zu einer Art interkonfessioneller Zusammenarbeit. Somit sei die zu konstatierende Zunahme der rechtlichen Diskreditierung der vorehelichen Sexualität eben nicht einfach Folge eines neuen protestantischen Eheverständnisses, sondern unterliege einer konfessionsübergreifenden Dynamik.

Anna Ohlidal untersucht die Markierung und Besetzung der Prager Städte durch Kirchen und Kapellen um 1600 und geht damit der Frage nach, ob und wie sich die Konfes-

sionalisierung auf das Stadtbild einer multi-konfessionellen Stadt ausgewirkt hat. Spannend sind hier in der Tat die Aushandlungsprozesse und die unterschiedlichen Platzierungsmuster, die sich aus dem konfessionellen Wettstreit ergaben. In dem Kampf um die Räume konnten sich von den neuen Konfessionen nur die Lutheraner durchsetzen; Calvinisten und böhmische Brüder konnten sich weniger gut positionieren.

Agnes Winter geht in Ihrem Beitrag der Frage nach, wie sich im Gefolge von Reformation und Konfessionalisierung das Verhältnis von Landesherrschaft, Hof und bürgerlicher Stadtgemeinde im frühneuzeitlichen Berlin wandelte. Durch den Übertritt des Herrscherhauses zum Calvinismus entstand de facto eine bikonfessionelle Stadt, weil die Stadt lutherisch blieb und sich die Bürgerschaft in ihren Frömmigkeitspraktiken eher traditionell verhielt, um sich dezidiert vom Calvinismus abzugrenzen. Findet sich hier nicht Heinz Schillings *Lippe contra Lemgo* wieder?

Ruth Schilling vergleicht das römische und venezianische Gedenken an die Schlacht von Lepanto von 1571. Das Ergebnis ihrer Analyse ist, dass der Sieg und die Siegesfeiern in Venedig die gesamte städtische Öffentlichkeit umfasste, während sich in Rom nur die Aristokratie und einige Bruderschaften damit beschäftigten.

Die Frage des Um- und Neubaus von Kirchen war Vera Isaiasz zufolge in gemischt-konfessionellen Städten der Frühen Neuzeit das Thema mit dem größten Konfliktpotential (S. 125). Dieser Prämisse muss man nicht unbedingt zustimmen, um der Autorin in ihren Ausführungen folgen zu können, dass Kirchengebäuden auch in nach-reformatorischer Zeit eine Sakralität verliehen wurde. Anhand des Ablaufs der städtischen Feste und insbesondere im Spiegel von Einweihungspredigten (Ulm 1621, Regensburg 1631) arbeitet sie ein lutherisches Sakralitätskonzept heraus, das die ‚Heiligkeit‘ vor allem an der Zweckbestimmung der Gebäude festmacht, ohne auf die Markierung herausgehobener Orte wie den Altarbereich zu verzichten. Eine Einbindung der frühneuzeitlichen Kirchweihfeste in die weithin etablierte Erforschung der Reformationsjubiläen wäre hier sicherlich noch förderlich.

Unter dem Motto „Krisenstadtrepublikanismus“ vergleicht Jan-Friedrich Mißfelder den Umgang der Städte Magdeburg und La Rochelle mit der Tatsache, dass sie als protestantische Hochburgen in Konfessionskriegen niedergeworfen wurden. Auf der Basis vor allem von Flugschriften und einigen zeitgenössischen gedruckten Chroniken und Berichten kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass der